

Was Pinselöhrli im Wald und bei den Menschen erlebte

Autor(en): **Ziegler-Studer, Rosa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **196 (1923)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Was Pinselöhrli im Wald und bei den Menschen erlebte.

Märchen und Scherenschnitte
von Rosa Ziegler-Studer.

Auf einer kleinen Wiese, tief im Wald, stand eine große, alte Eiche. Viele Jahre waren über sie dahingegangen, Sturm und Ungewitter hatten sie umbraust und an ihr gerüttelt, aber immer üppiger breiteten sich ihre grünen Äste aus, immer mächtiger erhob sich die herrliche Krone. In ihren Blättern rauschte der Wind sein Morgen- und Abendlied, und Vögel saßen auf ihren Zweigen und erfüllten die Luft mit frohem Gesang. In der Gabel des untersten großen Astes hatte ein Eichhörchenpaar aus Reifern sein Nest gebaut. Wie ein großes Vogelneft sah es aus, mit einem kunstvollen, kugelförmigen Dach zum Schutz gegen den Regen, und warm und mollig war es ausgepolstert mit weichem Moos. Nun hatte sich Papa Eichhorn auf Reisen begeben, und die drei Bübchen waren allein der Obhut der Mutter überlassen. Übermütig kletterten sie auf der Eiche herum oder tummelten sich auf der kleinen Wiese. Die Sonne warf glänzende Lichter durch das Laub der Bäume auf die im Grase spielenden Eichhörchen, daß ihre Pelzchen aufleuchteten wie schimmerndes rotes Gold. Doch nur die beiden ältern waren rotbraun wie Vater und Mutter, der kleinste war aus der Art geschlagen; ein kohlschwarzes Kerlchen, mit einem fecken, fröhlichen Gesichtchen und großen neugierigen Augen, beweglich und flink, zu allen dummen Streichen

aufgelegt. Seine Ohren endeten in zwei langen, schwarzen Haarbüscheln, zugespitzt wie die Pinsel eines Malers, und da dies, als er ganz klein war, gar so komisch und lustig ausah, so nannten ihn seine Eltern „Pinselöhrli“.

„Mutter,“ rief er plötzlich, „wie sieht es denn hinter jenen Tannen aus? dort, wo die Vögel fliegen und weiße Blumen durch die Stämme schimmern? da muß ich hin!“

„Pinselöhrli,“ sagte die Mutter, „du bist doch immer das neugierigste und das feckste; warum kannst du nicht hübsch ordentlich bei deinen Brüdern bleiben? aber daß du auch nicht zu lange wegbleibst und nicht so weite Sprünge machst, verstehst du?“ — Doch Pinselöhrli hörte nichts mehr. Wie der Bliß war es an der nächsten Buche hinaufgeklettert; die Krallen der Füßchen fest in die Baumrinde eingehakt, schob es sich in kleinen Sprüngen aufwärts, es war, als gleite es den Baum hinauf. Dann lief es auf das äußerste Ende des Zweiges, in großem Sprung auf die nächste Tanne und — husch, war es im Waldesdickicht verschwunden.

Lustig lief es tiefer in den Schatten hinein; dämmerig war's und schwül; die Vögel schwiegen, und regungslos schien die Natur zu träumen und zu lauschen.

Auf einer Tanne, die ihre Zweige tief auf die Farnkräuter senkte, setzte sich Pinselöhrli nieder, biß einen Tannzapfen ab, nahm ihn zierlich zwischen die Vorderpfötchen, drehte ihn wie einen Kreisel vor dem Mund herum und biß ein Blättchen nach dem andern ab, bis es den schmackhaften Kern genießen konnte; dann einen zweiten, einen dritten, und so rasch fielen die Blättchen zur Erde nieder, daß es durch die Zweige raschelte wie Frühlingsregen.

„Mutter, es regnet“, rief ein junges Häschen, das gerade unter der Tanne saß und sein stumpfes Näschen aus den Kräutern hob, an denen es sich satt gefressen hatte.

Da mußte Pinselöhrli lachen, und übermütig warf es die abgeknabberten Tannzapfen auf das Tierchen herunter.

O, wie es da erschreckt und sich fürchtete! In langen Sprüngen rannte es über die Wiese, der Mutter zu, und bald waren sie beide im Wald verschwunden. Lustig kletterte Pinselöhrli

von der Tanne herunter und sprang auf die Wiese. Hatte nicht eben noch goldener Sonnenschein auf Kräutern und Gras gelegen? Wie dunkel es plötzlich geworden war! Pinselöhrli sah ängstlich zum Himmel auf. Hui, wie die Wolken dahinjagten, wie es rauschte in den grünen Kronen, und in der Ferne klang es wie dumpfes Rollen.

Und nun fuhr ein Windstoß durch die Bäume, daß sie ächzten und ihre Zweige knarrend aneinander rieben, lauter und lauter grollte der Donner, zackige, weiße Blitze fuhren auf die Erde. Regen und Hagelkörner prasselten nieder, und das arme, kleine Pinselöhrli kroch zitternd und frierend unter das dichte Brombeergesträuch, hielt sich die Ohren zu und wußte sich vor Angst und Entsetzen kaum zu helfen. Mit einem furchtbaren Schlag, der es vor Schrecken laut aufschreien ließ, hatte sich das Unwetter ausgetobt, der Regen hörte auf, und warm drang die Sonne durch die schwarzen Wolken. Pinselöhrli streckte den Kopf aus seinem Versteck, schob vorsichtig erst das eine, dann das andere Pfötchen aus den dornigen Ranken, schlüpfte ins Freie — und da fielen ihm auch die Ermahnungen der Mutter wieder ein. Ei, nun hieß es sich sputen! und pfeilgeschwind rannte es der heimatischen Wiese zu.

Da stand es und starrte und konnte kaum glauben, was es vor sich sah. Was war aus der stolzen, mächtigen Eiche geworden?! Bis auf den Grund hatte der Blitz sie gespalten, rauchend und halb verkohlt lagen Zweige auf der schwarzen Wiese, und das Nest, seine warme, sichere Heimat, war vernichtet, zerstört. Pinselöhrli rief verzweifelt nach der Mutter, den Brüdern — doch kein Trost bringender Gegenruf erklang, leise nur knisterte es in dem glimmenden Holz.

Da setzte es sich hin, das arme Kleine und weinte, weinte zum Herz brechen. Hatten Mutter und Brüder sich rechtzeitig retten können? waren sie mit dem Nest verbrannt? Pinselöhrli hat es nie erfahren können.

Ein Rotkehlchen war neugierig herbeigeflogen. „Quivit, komm mit!“ sang es ihm zu. „Komm, tröste Dich, die Welt ist schön, beeile Dich, sie anzusehn!“ — Da hob Pinselöhrli den Kopf und trocknete die Tränen mit dem Ende seines buschigen Schwanzes; und es sah, wie



Mutter es regnet, rief ein junges Häschen, das gerade unter der Tanne saß.

die Sonne auf Gras und Kräutern strahlte, daß sie funkelten wie mit Diamanten besät, wie blaue Schmetterlinge über den verkohnten Stämmen gaukelten — da faßte auch es wieder frischen Mut und beschloß, in die weite Welt zu gehen.

Zwitschernd flatterte das Rotkehlchen von Baum zu Baum, Pinselöhrli sprang ihm eilig nach, bis der Wald lichter und lichter ward und sie an seinem Rand der untergehenden Sonne ins rot glühende Antlitz schauten. Da flog das Rotkehlchen über die Wiese ins Erlengebüsch, und Pinselöhrli kroch in einen hohlen Baum und weinte sich in Schlaf; er kam sich so verlassen und verloren vor, der arme Schelm. Doch bald hatte es sich an sein neues Leben gewöhnt, und sein Übermut erwachte. Fröhlich und neugierig durchstreifte es den Wald.

Einst kam es auf eine sonnige Lichtung, da gefiel es ihm gar zu gut. Wie kleine Kinder in der Schule standen die jungen Tännchen in Reih und Glied, und eine große Tanne am Ende — und das war seither die Lehrerin — schien zu sagen:



Eichhörnchen findet sein Nest und die Eiche durch den Blitz verbrannt.

„Haltet Euch gerade, streckt Euch in die Höhe, seht, so müßt Ihr's machen, daß Ihr groß und schlank werdet wie ich.“

Zart rotes Heidekraut bedeckte den sandigen Boden, Erdbeerblüten schimmerten dazwischen in ihrem schneeigen Weiß, und lange Gräser neigten sich und nickten sich zu in der flimmernden Mittagssonne, die über dem Platze lag.

Hopla — beinahe wäre Pinselöhrli auf die Nase gefallen. Schnell zog es sein Fühchen zurück, das schon zur Hälfte in einem kleinen Loch in der Erde verschwunden war. Das mußte es näher betrachten. Wie sonderbar! wie ein Trichter aus Sand sah es aus, fest und glatt wie poliert, und unten im Loch sah ein komisches, kleines Geschöpf mit einem dicken Leib, einem Kopf geformt wie ein Herzchen und zwei großen, messerscharfen Zangen, die weit davon abstanden. Böse und mißtrauisch schielte es zu ihm auf.

„Zerstöre mir nicht meinen Bau, Du großer Tollpatzsch“, rief es. — Pinselöhrli sah erstaunt auf das Tierchen herab. „Wer bist Du denn?“ frug es endlich.

„Ich bin ein Löwe“, sagte würdevoll das kleine Geschöpf.

Pinselöhrli wollte sich ausschütten vor Lachen, denn seine Mutter hatte ihm von den Löwen erzählt, wie groß und stark sie sind und wie alles vor ihnen zittert, Tiere und Menschen.

„Du ein Löwe?“ rief es, und beugte sich weit vor, das Tierchen näher zu betrachten. Paff, da flog ihm feiner Sand in das lachende Gesicht, und ein scharfes Stimmchen rief: „Schämst Du Dich nicht, würdige Leute zu verspotten?“

Brustend und ärgerlich wischte es sich die Körner aus den Augen und spuckte sie aus dem Mund.

„Du boshafte, kleines Ding“, rief es und streckte das Pfötchen aus, das Tier zu greifen. Doch das war verschwunden; hurtig hatte es sich in den Sand eingegraben und in Sicherheit gebracht, und nur die großen Zangen ragten wie zwei Wahrzeichen aus der Tiefe heraus. Da mußte Pinselöhrli wider Willen lachen, und wohligher streckte es sich aus in das blühende Heidekraut. — Das war ein Leben um ihns herum! Braune und grün glänzende Käferchen krochen an dem feinen Geäst herauf, und Schmetterlinge, Mücken, schillernde Fliegen summten und schwirrten um die roten Glöckchen.

Und da zogen auch ganze Scharen von Ameisen auf einer breiten Straße an ihm vorüber. Sie schleppten Grashalme, kleine Beeren und Ästchen, größer als sie selbst, und wenn sich zwei begegneten, betasteten sie sich mit ihren Fühlern und frugen, woher des Wegs und wohin und erzählten sich ihre Erlebnisse. Ab und zu irrte eine vom Wege ab und kam dem Löwen-trichter nahe. Ahnungslos lief sie darauf zu.

O weh, nun kam sie ins Gleiten. Unaufhaltsam rutschte sie an der glatten Wand hinunter, immer näher auf den kleinen Ameisenlöwen zu, der tückisch und boshaft in der Tiefe lauerte. Doch nein, nun hatte sie sich festgeklammert, und langsam kroch sie in die Höhe.

Pinselöhrli hatte ihr aufgeregt zugesehen und riß einen Grashalm ab, um ihr im letzten Augenblick behilflich zu sein. Da lachte der kleine Löwe höhnisch auf und hob den Kopf, ein ganzer Sprühregen von Sand ergoß sich über die krabbelnde Fliehende, und Sand und

Ameise rollten in die Tiefe, gerade vor seine Füße hin — da stürzte er sich über sie, packte sie mit seinen festen Zangen und saugte sie aus.

Pinselföhrlı hatte ganz erschrocken zugesehen. Nein, so viel Hinterlist und Tücke hätte es nicht für möglich gehalten!

Nachdenklich schaute es vor sich hin. Dann sprang es weiter in den Wald hinein. Wie dicht standen die Bäume, wie wunderbar schlangen sich die Wurzeln am Boden hin, kein Weg führte durch das dichte Unterholz, die eng verflochtenen Brombeerranken.

Und nun stand es plötzlich vor einem kleinen Hügel. Geröll und Schutt bedeckten den Boden; dazwischen ragten Mauern auf, zernagt von Sturm und Wetter, und ein verfallener Turm mit tiefen, klaffenden Rissen. In den Höfen wuchsen Tannen und blühende Holunderbüsche, und Brombeerranken überkletterten die Fensterhöhlen und hingen darüber herunter wie Girlanden. Viele, viele Jahre mußten vergangen sein, seit hier Menschen aus- und eingegangen und Leben gebracht hatten an den einsamen Ort.

Und im tiefsten Schatten, halb verdeckt von Steinen und Grün, saß eine alte Eule. Sie hatte eine große Haube auf dem Kopf, ein Buch vor sich liegen und sah sehr gelehrt und weise aus.

„Alte Großmutter,“ sagte Pinselföhrlı, „was tust Du da in dieser tiefen Waldeinsamkeit?“

Die Eule gab keine Antwort; sie bewegte auch nicht den tief in den Schultern steckenden Kopf, nur die Lider über den Augen hoben und senkten sich und verrieten, daß sie hörte, was um sie her vorging.

Da wurde Pinselföhrlı frech und frecher. Es nahm ein langes Gras und strich ihr damit über den Schnabel, dann tanzte es vor ihr hin und her und sang dazu:

„Großmutter schaut zum Fenster raus
Aus ihrem dunkelgrünen Haus.
Sie denkt, sie ist gar sehr gelehrt,
Weil ihr der Mann ein Buch beschert,
Mit ihrer großen Haube
In ihrer dunkeln Laube!“

Da sah es, wie die Eule den Kopf nach ihm drehte, immer mehr, immer weiter.

„Großmutter, Du drehst Dir ja den Hals ab“, schrie es ganz entsetzt.

Da streckte die Eule den Kopf weit vor, stieß einen klagenden Schrei aus, schlug mit den großen Flügeln und rief mit heiserer Stimme:

„Warte nur, wenn's dunkel wird, dann fang' ich Dich, dann pack' ich Dich, dann freß' ich Dich!“

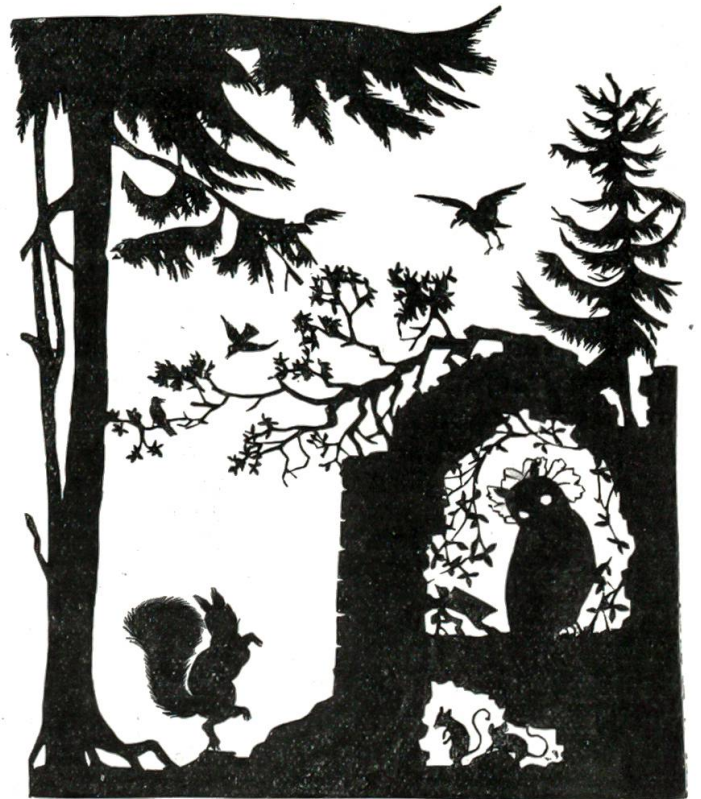
Pinselföhrlı zitterten die Knie, so furchtbar war es erschrocken!

„Sei unbesorgt, sie sieht Dich ja nicht!“ zwitscherte die Amsel, und nun flatterten von allen Seiten Vögel herbei, die höhnten und lachten die Eule aus und lärmten um sie herum.

Doch Pinselföhrlı war die Lust vergangen, Schabernack zu treiben. Mit unsichern Schritttchen strebte es aus dem Dunkel der Helle zu, während es noch lange unheimlich hinter ihm durch den Wald klang:

„Hätt' ich Dich, so wollt' ich Dich.“ Huhuu, huhuu!

Endlich hatte es die Mauern umgangen; da lag vor ihm im goldenen Sonnenschein eine leuchtende Wiese. Ach wie schön es da war! Glockenblumen wiegten ihre blauen Glöckchen im leisen Wind, Akelei blühte und goldbrauner Wiesenbocksbart. Und der Rittersporn machte



Eichhörnchen singt ein Spottlied auf die Eule.



Pinseleohrli wäre beinahe über eine grüne Eidechse gestolpert, die in der Sonne lag.

dem Weidenröschen süße Augen, und der Eisenhut schaute wütend drein und drohte mit den Armen.

Pinseleohrli war so benommen von all der Lieblichkeit, daß es beinahe über eine große, grüne Eidechse gestolpert wäre, die vor der Mauer in der Sonne lag. Sie hatte einen prachtvoll schillernd grünen Rock an, sah sehr vornehm aus und starrte in die Sonne, ohne im geringsten von Pinseleohrli Notiz zu nehmen.

„Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung,“ sagte dieses höflich — nicht um die Welt hätte es gewagt, ihr „Du“ zu sagen —, „ich war so geblendet von all dem Licht und habe Sie nicht gesehen. Darf ich fragen, was Sie hier tun den ganzen Tag?“ Die Eidechse bewegte leise den Kopf. Ich bin ein Dichter und bete die Sonne an! störe mich nicht. Und mit verrückter Miene hub sie an zu singen:

„Aber die Wiese gießest Du
Deine Strahlen, o Sonne,
Und ich liege in süßer Ruh
Tief versenkt in Wonne.“

Pinseleohrli hatte andächtig zugehört. Berstanden hatte es die Verse zwar nicht, aber sie hatten ihm doch imponiert. — Da hörte es in der Nähe ein leises Rascheln, und aus dem Gebüsch tauchte der Kopf einer Schlange auf; langsam und vorsichtig schob sie sich vorwärts, gerade auf den verträumten Dichter zu; sie hob den Kopf, die gabelige Zunge zischte weit heraus.

„Retten Sie sich! fliehen Sie!“ schrie Pinseleohrli der Eidechse zu, sprang zu der nächsten Buche und kletterte pfeilgeschwind hinauf.

Vorsichtig lief es auf einen Ast und spähte hinunter.

Aber — was war das? Statt zu fliehen, war die Eidechse unbeweglich auf ihrem Platz geblieben; starr blickte sie auf die langsam auf sie zugleitende Schlange, ja, schien es nicht, als ließe sie ihr zu?

Und nun war die Schlange mit einem Sprung bei der Eidechse; sie umschlang sie mit ihren glatten Leibesringen, riß die Kiefer auf, so weit, daß es aussah, als sollten sie aus den Gelenken gehen, der Kopf des Sonnendichters verschwand in dem Schlangenhals, und langsam folgte der Kiefer nach. „Pfui,“ sagte Pinseleohrli und schüttelte sich, „das war häßlich, aber so geht's, wenn man gen Himmel staunt, statt aufzupassen und um sich zu sehn.“ Und es knabberte zur Stärkung an den Trieben der jungen Lännchen, die jenseits am Waldrand standen, und trank Wasser aus dem kleinen Bach, der murmelnd und kühl über Kieselsteine dahinflöß und von der Wassernixe erzählte und den blauen Bergglockenblumen, die an seinen Ufern blühten.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, und noch hatte Pinseleohrli kein Obdach für die Nacht gefunden. Da sah es in den Sonnenstrahlen, die wie goldener Regen durch die Zweige der Buchen und Eichen niederrieselten, kleine duftige Elfen auf- und niederschweben.

Wäre Pinseleohrli nicht so schlechter Laune gewesen, es hätte bewundernd gesehen, wie zart und fein sie waren, wie zierlich sie kleine Kästchen in den Händen trugen, wie durchsichtig die Schleierchen waren, die sie umschwebten, wie lieblich und klar die anmutigen Gesichtchen.

Aber Pinseleohrli war müde und hungrig, und da vergift man wohl auch das Höflichsein.

„Holla, Ihr Huschelgeistchen,“ rief es, „kann keines von Euch einen Augenblick ruhig sein und zu mir kommen? was habt Ihr immer auf und ab zu schweben wie die Eintagsfliegen? was bedeutet das? und wer seid Ihr überhaupt?“

Da löste sich eines der Geistchen aus dem Schwarm der übrigen und schwebte leise, wie

ein fallendes Blatt, auf eine Blume neben Pinselöhrli nieder.

„Sehr freundlich bist Du gerade nicht,“ sagte das Elfchen, „und etwas mehr Höflichkeit würde Dir auch nicht schaden, doch will ich Dir Rede und Antwort stehn. Siehst Du dort die großen Baumwurzeln, die so weite Höhlen am Boden bilden? Da wohnen wir Erdgeistchen. Wenn es trübe ist und regnet, dann bleiben wir tief versteckt in unsern Wohnungen, in Laub und Moos; doch wenn die Sonne so freundlich scheint, dann sammeln wir ihre Strahlen in goldenen Kästchen. Und wenn es Winter wird, wenn Schnee die Erde deckt und Weihnachten naht, dann bringen wir unser Gold dem Christkind. Tief im Wald, wo keines Menschen Fuß je hinkommt, da ist sein Haus. St. Nikolaus steht an der Türe und nimmt uns die Kästchen ab, und wenn er recht gut gelaunt ist, läßt er auf einen Augenblick die Türspalte offen, und wir dürfen hineinschauen.“

Ist das eine Herrlichkeit! Da sitzen an langen Tischen viel herzige Engelnchen, und alle haben Glaskugeln vor sich liegen, die vergolden sie mit den Sonnenstrahlen, die wir in den Kästchen bringen, und andere werden silbern von den Mondlichtstrahlen, und einige, seltene, schimmern in allen Farben zugleich, das sind die Strahlen des Regenbogens, die unsere Schwestern gesammelt haben.

Das Christkind sitzt oben am Tisch, alles Licht, aller Glanz gehen von ihm aus und erleuchten Saal und Engelnchen, und mit den Kugeln schmückt es die Tannenbäume, die es den guten Kindern zum heiligen Fest beschert.

Doch, ich glaube gar, Du hast noch nie etwas von Weihnachten gehört?“

Nein, davon wußte Pinselöhrli nichts, zu den Eichhörnchen kommt das Christkind nicht, da sind viel zu viele Menschenkinder, die alle etwas von ihm haben wollen.

„Doch sieh,“ sagte das Geistchen, „die Sonne ist untergegangen, und alle meine Gefährten sind fort; leb wohl, leb wohl!“ und — husch — war es verschwunden.

Auch Pinselöhrli fand endlich ein verlassenes Krähenneß, da kroch es hinein, und im Traum

noch umschwirrten es holde Elfchen und fühlte es sich in Glanz und hellem Licht.

Die Tage wurden kürzer, die Sonne ging immer früher zur Ruhe, aber immer noch war der Tisch für Pinselöhrli gedeckt. Nüsse, Preiselbeeren, Heidelbeeren, Früchte, den ganzen Tag gab es etwas zu beißen und zu knabbern.

Da sah es eines Tages auf einem knorrigen Kiefernast einen alten Raben sitzen. Er trug eine große Brille auf dem Schnabel und krächzte aufgeregt vor sich hin.

Neugierig schlich Pinselöhrli näher.



Holla, Ihr Huschelgeistchen, rief Pinselöhrli, kann keines ruhig sein und zu mir kommen?“

„Unverschämt!“ hörte es ihn sagen, und „frecke Bande“ kam es hinterher.

Nun hatte er Pinselöhrli erblickt und rief ihm zu: „Komm näher, Du, und höre zu!“ Pinselöhrli rückte ganz nahe an ihn heran; da hörte es deutlich unter sich einen großen Lärm, und als es die dichten Äste auseinanderbog, sah es auf dem freien Platz in weitem Kreise viele Störche stehen. Immer mehr flogen dazu und stellten sich in die Reihen, und nun fing auch der große Storch, der in der Mitte auf einem erhöhten Rasenfleck stand, zu reden an.

„Was, bei solchem Hungerlohn sollen wir Störche noch arbeiten? 10 Frösche im Tag, und dafür aus dem kalten Teich die kleinen Kinder holen, und Schnupfen und Rheuma bekommen wir umsonst noch dazu! Wer erhält den Staat,

wenn nicht wir? Versorgen wir ihn nicht immer wieder mit neuen Kräften? Nein, wir wollen weniger Arbeit, dreißig Frösche im Tag, sonst fliegen wir fort nach den warmen Ländern und lassen die Menschen im Stich.“

„Es ist nicht zum anhören,“ sagte der Rabe und putzte aufgeregt seine Brille an einer seiner langen Schwanzfedern, „ich bin ein alter Ratsschreiber und habe immer meine Pflicht getan, mit Eifer, ohne nachzudenken, und diese Störche! Und machten sie ihre Sache noch richtig! Aber da verwechseln sie die Häuser, und statt zu den Reichen, die sehnsüchtig auf sie warten, fliegen sie ins Hinterhaus, wo die Kinder bei den armen Leuten hungern und darben müssen.“

Aber schon war ein anderer Redner auf den Platz getreten und erzählte von der Schönheit der warmen Länder.

„Da ist der Himmel so dunkelblau, und wunderbare Bäume wachsen empor; es ist heiß, kein Regen fällt, und ein großer Fluß wartet nur auf unser Kommen, dann wirft er Schlamm und Frösche und Schlangen ans Ufer, und wir waten darin und essen uns satt. Die kleinen Kinder ruhen in wunderbaren Blumen in einem herrlichen Garten, und wir pflücken sie ab, wenn wir Lust haben und bringen sie den braunen Menschen, die dort leben.“

„Ja, auf nach den warmen Ländern, wir fliegen fort, wir wandern aus!“ schrien alle Störche und klapperten mit den Schnäbeln und schlugen mit den Flügeln. — „Das ist nicht zum aushalten,“ sagte der alte Rabe, „zwar die Störche sind mir einerlei, und kleine Kinder gibt es noch im Überfluß, aber daß so viele ihr Geld aus dem Land tragen, das kann ich nicht dulden, das darf nicht sein!“

Und er hing seine Brille an eine seiner großen Federn, breitete die schwarzen Flügel aus und flog mit einem lauten, krächzenden „Braab, Braab“ dicht über den Köpfen der erschreckten Störche dahin.

Und Pinselöhrli, das überall dabei war, wo es etwas zu schreien oder zu krächeln gab, glitt auf das äußerste Ende des Zweiges hinaus und rief: „Hurra, jetzt wird die Versammlung gesprengt!“ und in mächtigem Sprung sauste es dem Raben nach. Mit dem buschigen Schwanz

strich es über die emporgestreckten Schnäbel der Störche, daß sie sich abwenden und heftig nießen mußten, und saß dann wie ein schwarzes Teufelchen dicht vor den Füßen des Redners. Erschreckt prallte der zurück, aber die andern Störche hatten ihre Besinnung wieder, sie schrien: „Ein Verräter, ein Spion, spießt ihn auf, spießt ihn auf!“ und alle die spitzen Schnäbel richteten sich gegen das kleine Pinselöhrli, das im Grase saß.

Doch, das war schneller wie sie. Ehe sie noch heranstürmen konnten, war es zwischen den langen Beinen des Redners durchgeschlüpft, wie der Blitz an dem nächsten Baumstamm hinaufgeklettert, auf eine Buche gesprungen und weiter, immer weiter, bis das laute Schreien und Klappern nur noch wie ein leises Murmeln an sein Ohr schlug und endlich ganz verstummte. Da suchte es sich ganz erschöpft einen hohlen Baum und fiel in tiefen Schlaf.

Als es aufwachte, war es heller Mittag, und in der Nähe klangen frische Kinderstimmen und fröhliches Lachen. Da mußte es auch dabei sein.

Vorsichtig, Schrittchen vor Schrittchen, rückte es vor.

Da war vor ihm im blendenden Sonnenglanz ein Abhang, und in der Tiefe lag eine schöne Stadt. Hochauf ragte ein Turm, der sah aus wie aus Spitzen zusammengesetzt, und viele Häuser und Gärten breiteten sich um ihn aus.

Auf dem sonnigen Platz aber tummelte sich eine lustige kleine Schar. Singend drehten sich die Kinder im Ringelreihen und flochten Kränzchen von Margueriten und roten Blättern, oder lagen im Gras und bisßen herzhaft in rotwangige Apfel und goldgelbes Butterbrot.

Drei Kinder hatten sich aus der Schar gelöst, zwei Mädchen und ein Bübchen. Die Mädchlein tanzten mit ihren Puppen im Kreis herum, das Bübchen hopste tollpatschig hinten drein. Was hatte es nur in den Händchen? Das hätte Pinselöhrli für sein Leben gern gewußt, braun war es, und hatte 4 Beine und einen dicken Kopf; wie ein kleiner Bär sah es aus, und Pinselöhrli rückte immer näher, um zu ergründen, ob es lebendig sei.

Da hatten ihn die Kinder entdeckt:

„Sieh, Edith, ein Eichhörnchen!“ rief das eine Mädchen und „O, Dorli, wie niedlich!“ rief das

andere, „komm, wir wollen es fangen, es soll mit uns spielen!“

Und der Ernstli strebte mit seinen wackeligen Beinchen den beiden nach und rief immerzu: „Soll zu mir kommen, soll zu mir kommen!“

Doch, so hatte es Pinselöhrli nicht gemeint; schnell huschte es auf einen Baum und war den Augen der Kinder entschwunden. Es wurde Herbst. Morgen und Abend waren kühl; das Laub der Bäume färbte sich gelb und rot, es war, als ob die Natur noch vor dem Schlafengehen all ihre Pracht entfalten wollte. Und als es eines Tages zum Waldbach sprang, bot sich ihm ein überraschender Anblick.

Ein kleines Eichhornmädchen in schönem rotem Kleid beugte sich über das klare Wasser, wusch darin seine Pfötchen und das Gesicht und trocknete sich ab mit einem großen Blatt, suchte darauf Tannzapfen, Brombeeren, Buchnüsschen und Pilze und legte sie zierlich in ein Körbchen, das es am Arm trug, und so eifrig war es bei seiner Arbeit, daß es erst aufschaute, als Pinselöhrli vor ihm stand und sagte:

„Guten Tag, Du niedliches Mädchen, wie heißest Du? und wozu sammelst Du alle die vielen Dinge?“

Das kleine Eichhornmädchen blickte auf, als es die Stimme hörte, senkte aber gleich darauf verlegen die Augen und sagte schüchtern:

„Ich heiße Lia, und sammle Vorräte für den Winter.“

Dann blinzelte es ein bißchen zu Pinselöhrli hinüber, und je länger es guckte, desto besser gefiel es ihm in seinem sammetweichen, schwarzen Kleid, dem fröhlichen Gesicht und den blitzenden, mutwilligen Augen.

„Ja, suchst Du denn keine Vorräte für die kalte Zeit?“ meinte Lia, „da mußt Du ja hungern und frieren, wenn es Winter wird und Schnee die Erde deckt.“

„Nein,“ entgegnete Pinselöhrli, „ich sammle nichts; liegen nicht Eicheln und Buchnüsschen am Boden überall und gibt es im Wald nicht viele hohle Bäume, in die man kriechen kann?“

Jetzt wurde aber Lia ganz aufgeregt:

„Aber, so komm doch mit mir, mein Vater hat 4 Burgen; bei ihnen sind viele Schlupf-

winkel, wo wir Essen hintragen, da kannst Du mit uns leben und leidest keine Not.“

„Du bist sehr freundlich,“ sagte Pinselöhrli, „und Du gefällst mir auch so gut, daß ich gerne mit Dir springen und tollen möchte. Aber mich einengen? mein freies Herumstreifen aufgeben? das kann ich nicht! Sieh, wie die Sonne leuchtet und wieviel Beeren stehen! nein, mir wird sicher nichts fehlen; aber ich will Dich nicht vergessen, kleine Lia, und gern an Dich zurückdenken.“

Lia sah ihm traurig nach, als es so kühn und fest in den Wald sprang, dann nahm sie seufzend ihr Körbchen an den Arm und ging heim zu den Eltern.

Aber nun kam es so, wie sie Pinselöhrli vorausgesagt. Kalt blies der Wind und rüttelte wütend an den Bäumen und ruhte nicht, bis er den farbigen Schmutz heruntergerissen hatte und sie kahl und nackt dastanden in dem licht gewordenen Wald. Es kamen viele arme Leute aus der Stadt, die sammelten Buchnüsschen, Beeren und Pilze und holten auf ihren Karren Reisig und Tannzapfen, denn es war ein früher, kalter Winter angebrochen und viel Elend in den Häusern der Stadt.

Pinselöhrli fand nichts mehr zu essen und zu heißen. Da dachte es an die fröhlichen Kinder, die so lustig im Sonnenschein gespielt, und sagte:

„Ich will hinunter zu den Häusern gehn, vielleicht, daß ich die lieben Kinder finde; sie sahen so freundlich aus, die helfen mir sicher aus der Not.“

Da wagte es sich hinunter bis zu der schönen Stadt, und an einem Haus, das in einem kleinen Garten stand, wo an der Hinterwand der Ofen wie ein kleiner Wald bis unter die Dachfenster gekrochen war, da kletterte es empor. Zu einem hellen Fenster wollte es hineinsteigen, allein es war zu.

Wie traulich sah es drinnen aus! Da stand eine alte Kommode und darauf waren viele Bilder in hübschen Rähmchen, und ein sauberes Bett stand in der Ecke, und am Tisch saß ein freundliches Mädchen über die Arbeit gebeugt.

Wie gern wäre Pinselöhrli zu ihr auf den Tisch gesprungen und hätte gebettelt: ach, laß mich zu Dir ein und stille meinen Hunger!

Aber das Mädchen schrie laut, als es das kleine Eichhörnchen so dicht an sein Fenster geschmiegt sah und lief fort. Ich glaube gar, die Marie fürchtete sich vor dem armen Kerlchen! Und immer wieder kam Pinselöhrli vor das geschlossene Fenster, und einmal, endlich, stand es offen.

Mit einem Sprung war es drinnen und wärmte sich die erstarrten Glieder. Da ging die Türe auf, und die Hausfrau und Marie traten ein.

Pinselöhrli setzte sich auf die Hinterbeine und bat in seiner Sprache um Obdach.

„Es ist ein verwunschener Prinz,“ meinte die Hausfrau, „der will von Dir erlöst sein!“

Doch Marie wollte nichts von verwunschenen Prinzen wissen, sie holte einen großen Besen und jagte damit das arme Tierchen im Zimmer herum, vom Tisch auf die Kommode, von da auf die Gardinenstange, dann wieder aufs Bett, und endlich hatte es atemlos das Fenster erreicht, und in mächtigem Sprung sauste es hinunter, gerade in die Krone eines Pflaumenbaumes, der im Garten unter dem Fenster stand.

Ganz betrübt ging es aus dem Garten fort.

Aber das Haus hatte es ihm angetan, und es kam wieder. Hinter der Terrasse, in den freundlichen Zimmern, da wohnte die Großmama. Sie freute sich an dem niedlichen Tierchen, und ihre Enkelkinder durften zusehen, wie Pinselöhrli die auf die Terrasse gelegten Nüsse in die Pfötchen nahm, sich aufrecht hinsetzte und mit seinen scharfen Zähnen so lange an der harten Schale schabte, bis sie — krach — auseinanderfiel.

Eines Tages war die kleine Dorli auch wieder bei der Großmama gewesen. Sie hatte sich im Garten müde getollt, und nun sollte sie zu Bett gebracht werden und ein Stündchen schlafen.

— — Pinselöhrli, Pinselöhrli, das war aber doch zu unverschämt! Da lag es wie ein zusammengerolltes schwarzes Paketchen und schlief.

Als dann die kleine Dorli laut aufschrie, und es, erwachend, die Menschen an seinem Lager sah, da schämte er sich doch, der kleine Schlingel. Wie ein Kobold sprang es auf, zur Waschkommode, aufs Fensterbrett und hinaus ins Freie. Nun war aber die Großmama ernstlich böse. Wer legt sich denn am hellen Mittag in fremde Betten hinein?

Aus war's nun mit den Nüssen, die Fenster blieben zu, und traurig kehrte Pinselöhrli in den Wald zurück.

Und es ging ihm schlecht und schlechter. Tagelang blieb es frierend und zitternd in einem hohlen Baum, und trieb es der Hunger hinaus, dann fand es nichts, wie Eis und Schnee. Es wurde mager, sein schönes, schwarzes Pelzchen sah struppig und rostig aus, die lustigen Augen waren trübe geworden.

Und eines Tages, als der Wind so eifrig wehte und die Bäume ihre Äste tief zur Erde neigten unter der Last des Schnees, der auf ihnen lag, da war es so schwach, daß es seinen Schlupfwinkel nicht mehr erreichen konnte und erstarrt auf der Schneedecke liegen blieb.

So fanden es ein paar Buben, die mit einem Karren in den Wald kamen, um Holz zu suchen. „Sieh da,“ rief der eine, „ein Eichhörnchen. Das nehme ich mit; mein Vater soll mir's austopfen, und ich stelle es in meine Stube!“

Und er warf das arme Tierchen auf die zusammengelesenen Tannzapfen und brachte es nach Hause.

Aber Pinselöhrli war nicht tot; in der warmen Stube erholte es sich bald. Die Leute waren gut zu ihm, gaben ihm zu essen und zu trinken, da lebte es wieder auf.

Der Vater des Knaben war ein Wirt, und Samstags und Sonntags kamen viele Menschen zu ihm in das Haus am kleinen See, der so lauschig und versteckt unter Tannen lag.

„Schau,“ sagte er, „das Tierchen kommt mir gerade recht! das soll unsere Gäste unterhalten und die Kinder erfreuen.“

Und das arme Pinselöhrli wurde in einen Käfig gesetzt, der sah aus wie eine große Trommel, und wenn Gäste kamen und Bier tranken, riefen sie: „Eichhörnchen spring“ und gaben dem Käfig einen Stoß, und Pinselöhrli mußte springen und strampeln, und je mehr es sich Mühe gab, die Trommel zum Stehen zu bringen, desto schneller drehte sie sich herum und desto lauter lachten die Leute!

Es war ganz schrecklich!

Wie oft dachte es an die Ermahnungen der kleinen Lia und wie bitter bereute es, ihnen nicht gehorcht zu haben!

Und eines schönen Tages war der Winter vorüber. Goldener Sonnenschein lag auf dem kleinen See und drang bis zu dem Käfig, in dem Pinselöhrli saß. Die Vögelchen setzten sich zu ihm ans Fenster und sangen vom Frühling, von Blumen und frischem Maiengrün, und Pinselöhrlis kleines Herz brach beinah vor Sehnsucht und Herzeleid.

Da kam auch eines Nachmittags der Papa mit den kleinen Mädchen, Dorli und Edith, in das Gasthaus. Da sahen sie Pinselöhrli, das vergrämt und trübselig in einer Ecke seiner Trommel saß.

„Ach, das ist gewiß unser Eichhörnchen!“ rief Dorli, und Edith fügte hinzu:

„Sieh, wie traurig es aussieht! Gewiß möchte es gerne hinaus in den Wald! Und dann tuschelten die beiden miteinander und holten ihre Geldbeutelchen hervor und bettelten so lange, bis der Papa den seinigen aus der Tasche zog. — Und Pinselöhrli wurde dem Wirt abgekauft, der Käfig unter einen Baum in die Sonne gesetzt, und die kleinen Mädchen durften das Türchen aufmachen.

Hei, da flog Pinselöhrli hinaus, wie der Blitz! Aber noch einmal, ehe es im Wald verschwand, schaute es zurück und rief:

„Habt Dank, ihr lieben Kinder, habt tausend Dank!“

Doch, sie hörten nur ein leises Pfeifen, sie verstanden ja die Eichhörnchensprache nicht!

Pinselöhrli aber rannte weit hinein in den frühlinggrünen Wald und wußte sich vor Seligkeit und neu erwachtem Lebensmut kaum zu fassen.

Aber es war der leichtsinnige, flatterhafte Schelm nicht mehr wie in früherer Zeit. In den langen Stunden der Gefangenschaft hatte es viel über sich und das Leben nachgedacht! Es hatte eingesehen, daß man nicht springen und tollen kann immerdar und daß selbst ein Eichhörnchen sich regen und arbeiten muß, will es nicht hungern und frieren in der schlimmen Zeit.

Und dann machte es sich auf und ruhte nicht, bis es die kleine Lia gefunden hatte.

Da gab es ein fröhliches Wiedersehen und eine schöne, große Hochzeit, die dauerte drei Tage. Die Vögelchen kamen und sangen ihre schönsten



Und wenn Mama Lia die Abendsuppe kocht und es dämmerig wird im Wald, dann nimmt der Papa den einen Sohn auf die Knie ...

Lieder, alle Tiere des Waldes brachten Gaben dar und ließen sich von Pinselöhrli seine Abenteuer erzählen; die Laubfrösche machten Tafelmusik, sogar die Erdgeistchen waren erschienen und hingen einen Strahlenkranz über dem Brautpaar auf. Und wenn der Abend seine dunkeln Schatten auf den Festplatz warf, flogen viele Glühwürmchen darüber hin und beleuchteten ihn mit ihren hellen Laternchen, und es war so schön, daß man's gar nicht beschreiben kann.

Und jetzt sind wieder drei kleine Buben im Nest, zwei rote und ein schwarzer.

Und wenn Mama Lia die Abendsuppe kocht und es dämmerig wird im Wald, dann nimmt der Papa den einen Sohn auf die Knie, der größere lehnt sich an ihn an, und da erzählt er ihnen von der schlechten Welt und wie es einem gehen kann, wenn man nicht bei Papa und Mama bleibt, und die beiden ältern hören auch aufmerksam zu und geloben, immer brav zu sein.

Der Kleinste aber, der dem Papa so ähnlich sieht, mit seinem schwarzen Pelzchen und dem mutwilligen Gesicht, macht Augen dazu — — ich fürchte, ich fürchte, der wird noch einmal am eigenen Leibe alles das erleben wollen, was der Papa in weiser Vorsicht verschwiegen hat!

Doch, davon erzähle ich ein andermal.